

**GIBT ES EINE ANTWORT AUF FREUDS FRAGE: WAS WILL DAS WEIB?  
HERRSCHAFT UND UNBEWUßTHEIT IN DEN WESTDEUTSCHEN  
GESCHLECHTERBEZIEHUNGEN DER FÜNFZIGER JAHRE \***

**Hanna Schissler**

„Die Menschen haben zweitausend Jahre gebraucht, um die Schreckensbotschaft 'all men are equal' in ihren Konsequenzen auch nur zu erahnen. Noch nicht einmal eine historische Sekunde lang, nämlich zwei Jahrzehnte, beginnt ihnen die noch völlig unabsehbare Katastrophe zu dämmern: 'and women are equal too!'" (Ulrich Beck) <sup>1</sup>

Ich möchte heute über die Zeit unmittelbar vor der von Ulrich Beck erwähnten historischen Sekunde sprechen: über die Versuche während der fünfziger Jahre, die „unabsehbare historische Katastrophe“ abzuwenden. Wenn wir über die Geschlechterbeziehungen in der frühen Bundesrepublik nachdenken, kommen leicht Assoziationen auf wie: verpaßte Chancen für mehr Gleichheit im Verhältnis der Geschlechter, Rückkehr in die düsteren Zeiten der Geschlechterungleichheit, Kultur der Häuslichkeit usw. Auch sind wir geneigt, die hierarchischen westdeutschen Geschlechterbeziehungen der fünfziger und sechziger Jahre als einen besonders klaren Ausdruck westdeutscher restaurativer Tendenzen anzusehen. All dieses ist durchaus zutreffend. Gleichwohl möchte ich im folgenden eine etwas andere Interpretationsweise vorschlagen.

Nehmen wir einmal für einen Moment an, daß wir wüßten, in welcher Weise der soziale Kontrakt zwischen den Geschlechtern nach 1945 in Westdeutschland konstruiert wurde und wie Frauen im wesentlichen dabei zu kurz gekommen sind. Nehmen wir des weiteren an, daß wir uns darüber im klaren seien, in welcher Weise das Leben von Männern und von Frauen durch den Krieg enturzelt worden ist; daß wir wüßten, in welcher Weise die Kultur der Häuslichkeit die Gesellschaft der fünfziger Jahre durchdrungen hat, und wie die Idee und Wirklichkeit des männlichen Familienlohnes Politik und soziale Wirklichkeit der fünfziger und sechziger Jahre bestimmt haben. Nehmen wir an, wir wüßten, wie Frauen wirtschaftlich und sozial durch ihre Ehemänner mediatisiert wurden, und wie sie von den Zentren der Macht und der Entscheidung ausgeschlossen wurden; uns sei bekannt, in welchem atemberaubendem Tempo Frauen nach dem Krieg entmachtet wurden, und wie ihnen ihr Platz in der bundesrepublikanischen Mütterlichkeitskultur angewiesen wurde. Gehen wir weiterhin davon aus, die Opposition 1948/49 gegen die Aufnahme eines Gleichheitsparagraphen in den Grundrechtskatalog des Grundgesetzes sei uns ebenso vertraut wie die zögerliche und halbherzige Implementierung des Gleichberechtigungsgesetzes während der folgenden zehn Jahre. Und nehmen wir schließlich an, wir seien vertraut mit den Bedingungen weiblicher Erwerbstätigkeit und ihrer strukturellen Verschiebung sowie

insbesondere mit der relativen Zunahme außerhäuslicher Erwerbsarbeit von Frauen mit kleinen Kindern. Diese Frauen waren häufig Teilzeitarbeiterinnen und familiäre „Zu“-Verdienerinnen im rosa Ghetto von schlecht bezahlten Dienstleistungsjobs, die so gut wie keinerlei Aufstiegschancen boten.

Ich möchte im folgenden die Grundzüge eines Verständnisses der Geschlechterbeziehungen in den fünfziger Jahren in Westdeutschland entwickeln, das über statistische Evidenzen, Anschuldigungen historischer Ungerechtigkeit und eine reine Geschichte der Viktimisierung von Frauen hinausweist. Ich will versuchen, die Art und Weise zu beschreiben, in der die Geschlechterordnung hergestellt und verteidigt wurde; die Art und Weise, in der sie akzeptiert und internalisiert wurde. Ich möchte herausfinden, was es ist, daß im kollektiven wie im individuellen Bewußtsein verdrängt und abgespalten werden mußte, so daß kollektive Überzeugungen in Westdeutschland in den fünfziger und sechziger Jahren erfolgreich aufrechterhalten werden konnten. Ich werde versuchen, diese Aufgabe zu lösen, indem ich zunächst anschau, was in den fünfziger Jahren mit Normalisierung und Normalität gemeint war. Ich werde zweitens den atrophierten Geschlechterdiskurs analysieren und den Anteil aufzeigen, den er bei der Etablierung einer neuen westdeutschen nationalen Identität hatte. Danach werde ich mich drittens in einem theoretischen Exkurs dem Strukturproblem entwickelter Industriegesellschaften zuwenden und zu erklären versuchen, in welcher Weise Männer und Frauen in der Geschlechterordnung plazierte und auf ihre jeweiligen Aufgaben und Rollen festgelegt wurden. Anschließend werde ich viertens die Fixierung auf Frauen als Mütter im Geschlechterdiskurs der fünfziger Jahre psychoanalytisch als eine Spiegelung eben dieser strukturellen Probleme der Plazierung der Geschlechter in der spätindustriellen Gesellschaft erklären. Schließlich werde ich fünftens kurz auf die unterschiedlichen männlichen und weiblichen Interessen an der Aufrechterhaltung der Geschlechterordnung, mithin auf einige männliche Selbstverständlichkeiten und das schwierige Problem der Kollusion von Frauen eingehen.

Bei meinen Versuchen, diese Zusammenhänge zu begreifen, war für mich die Arbeit des Ethnopsychanalytikers Mario Erdheim ebenso hilfreich, wie meine eigene, langjährige Beschäftigung mit der Psychoanalyse. Für die Art und Weise, in der ich mein Thema angehe, sind jedoch auch meine eigenen früheren Versuche wichtig, Prozesse der Klassenbildung und die Geschichte sozialer Ungerechtigkeit zu verstehen. Ich stütze meine Ausführungen auf soziologische Theorien moderner industrieller Gesellschaften sowie auf theoretische Versuche, Herrschaftsverhältnisse zu verstehen. Bei all dem transzendieren meine Befunde den historischen Fall Westdeutschlands und sind auf die westlichen Industriegesellschaften allgemein anwendbar, d.h. auf die Rolle, die Geschlecht für ihr Funktionieren bzw. Nichtfunktionieren spielt. Obgleich meine Beispiele dem westdeutschen Fall entnommen sind, wird ihre Anwendbarkeit auf andere hochindustrialisierte westliche Länder leicht erkennbar werden.

## 1. Normalität und Normalisierung?

Als die Geschlechterordnung in den westlichen Teilen Deutschlands etabliert (oder in Teilen wieder etabliert) wurde, wurden bestimmte Inhalte im Laufe der Zeit ins kollektive Unbewußte verdrängt, sie wurden systematisch unbewußt gemacht.

„Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit im Verhältnis zwischen Männern und Frauen kann geradezu als Modell für die Funktion des Unbewußten im Dienste der Herrschaft betrachtet werden.“<sup>42</sup>

Die fünfziger Jahre sahen, was die Menschen als Normalisierung bezeichneten und vielleicht auch so erfuhren. Normalisierung war das Schlüsselwort für Wunschdenken, systematische Verdrängung, die Verdrängung von unliebsamen Wahrheiten und quälenden Erinnerungen. Insofern es sich um die Beziehungen der Geschlechter handelte, verdeckte die Vorstellung von der Normalisierung die Brüche und grundlegenden Wandlungen, die eine Folge des Nationalsozialismus und des Krieges waren. Normalisierung bedeutete für Frauen, daß sie, zumindest, was die normativen Erwartungen an sie anging, zurück in die private Sphäre, in den Bereich von Heim und Familie gedrängt wurden, nach dem sie in der Endphase des Krieges und während der unmittelbaren Nachkriegszeit unmittelbar das Überleben ihrer Familien gesichert hatten. Die gesellschaftliche Vorrangstellung der Männer war durch die Erfahrungen des Krieges, durch die Greuelthaten, die sie als Soldaten begangen oder deren Zeugen sie zumindest häufig gewesen waren, in eine tiefe Legitimationskrise geraten. Die kollektive Demütigung der totalen Niederlage, die immerhin nur von einer Minderheit von Deutschen als Befreiung begrüßt worden war, sowie die Erfahrung der Stärke der Frauen ließ Männer ihre Machtlosigkeit besonders schmerzhaft spüren. Für Männer bedeutete Normalisierung, daß es ihnen in erstaunlich kurzer Zeit gelang, wieder zur Tagesordnung überzugehen und ihre Privilegien gegenüber Frauen erneut zu etablieren. Es bildete sich eine „harmonische Ungleichheit“ zwischen Frauen und Männern heraus. Dieser Terminus versucht zu erfassen, in welcher Weise sich die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern stabilisierte und ständig reproduzierte, und von Männern wie von Frauen als quasi „natürlich“ empfunden wurde.<sup>3</sup>

Was die Menschen als Normalisierung ihrer Lebensumstände wahrnahmen, enthielt tatsächlich jedoch tiefgreifende Veränderungen, die im politisch und sozial restaurativen Klima der fünfziger und sechziger Jahre nicht unmittelbar wahrgenommen wurden. Das industrielle Wachstum, eine historisch einzigartige Verbesserung der Lebensumstände von Arbeitern sowie das Anwachsen des Beschäftigungsanteils von verheirateten Frauen mit kleinen Kindern als eine Art stiller Revolution waren Elemente dieses Wandlungsprozesses.

Die Frage ist, auf welche Weise Veränderungen im Geschlechterverhältnis stattgefunden haben, wenn die Menschen das, was sie taten, in idealisierten

Normen als eine „Rückkehr zur Normalität“ interpretiert haben. Die Fixierung auf „Normalisierung“ während der fünfziger Jahre erforderte, daß bestimmte Aspekte der Realität ignoriert und abgespalten wurden: So wurden z.B. im Konzept einer normativen Normalität alleinstehende Frauen als eine Ausnahme betrachtet, als etwas „Unnormales“, – eine schmerzliche, auch unangenehme Erinnerung an die Kriegsauswirkungen auf einen großen Teil der Frauen, die nun entweder verwitwet waren oder nicht mehr die Chance hatten, sich zu verheiraten, da die potentiellen Ehemänner im Krieg gefallen waren. Gegen jegliche statistische Evidenz und gegen den gesunden Menschenverstand konnte man überall hören, daß sich die Lebensumstände alleinstehender Frauen bald normalisieren würden. Nach allgemeiner Überzeugung brauchten Frauen ja eigentlich gar nicht zu arbeiten, da sie einen Ernährer-Ehemann hatten (die Ideologie und Politik des männlichen Familienlohnes), und sie wollten *definitiv* nicht einer außerhäuslichen Erwerbsarbeit nachgehen, wenn sie kleine Kinder hatten (Kultur der Häuslichkeit). Diese stark ideologisch überfrachteten Annahmen, die jedoch in hohem Maße wirklichkeitsstiftend waren, trugen zur schwierigen ökonomischen Situation alleinstehender Frauen und zu ihrer sozialen Isolierung bei. Alleinstehende Frauen wurden leicht zu Sündenböcken. Ihre reine Existenz erinnerte daran, was die Mehrheit zu vergessen wünschte, und was wie eine stete Bedrohung der Normen wirkte, die erneut zu etablieren so viel Mühe gefordert hatte. Das Schweigen über alleinstehende Frauen wird *dann* außerordentlich aussagekräftig, wenn die Funktion dieses Schweigens innerhalb des Kontextes eines Kampfes für soziale Stabilität und „Normalisierung“ verstanden wird.

Desgleichen spart der Geschlechterdiskurs der fünfziger Jahre Männer aus. Beim Versuch, einen neuen Sozialvertrag der Geschlechter nach 1945 auszuhandeln, schien es Männern im großen und ganzen zu genügen, auf die Traditionen, die Männer privilegierte, zurückzugreifen, ohne die Privilegien von Männern zu hinterfragen. Zur Not mußte halt gelegentlich auf die göttliche Ordnung der Dinge verwiesen werden. Dabei war die Position der Männer nach 1945 alles andere als klar definiert und unumstritten. Deutsche Soldaten hatten den Krieg verloren. Viele kamen physisch und moralisch gebrochen aus dem Krieg zurück. Das kollektive Ego der Männer war angeschlagen. Sie waren darauf bedacht zu vergessen, was hinter ihnen lag. Da sie es nicht vermocht hatten, Frauen zu schützen, noch sie zu kontrollieren, waren sie nun entschlossen, sie *jetzt* zu schützen – gegen die rauhe Welt des Arbeitsmarktes und die Gefahren der Emanzipation. Die Welt mußte wieder in Ordnung gebracht werden. Daß Männer kollektiv durch den Krieg verloren hatten, war während der fünfziger Jahre ein Tabu. Die Marginalisierung von alleinstehenden Frauen ebenso wie das Schweigen über die Männer haben geholfen, unliebsame Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus zu verbannen.

## 2. Der Geschlechterdiskurs und die westdeutsche Identität

Der Diskurs im Parlamentarischen Rat über Geschlechtergleichheit sowie in den folgenden zehn Jahren über deren zivilrechtliche Implementierung war in hohem Maße selektiv. Es ist mindestens ebenso spannend sich anzuschauen, worüber debattiert wurde, wie dasjenige zu analysieren, was in diesem Diskurs ausgelassen wurde.

- Zunächst drehte sich die Debatte um die Gleichheit der Geschlechter de facto nahezu ausschließlich um die Stellung von Frauen in der Gesellschaft. Der Diskurs über Geschlechtergleichheit sparte Männer nahezu komplett aus. Männliche Privilegien wurden nie thematisiert.

- Die Debatte wurde noch weiter verengt und befaßte sich nahezu ausschließlich mit der Rolle von Frauen als Mütter und Ehefrauen. Die Stellung von Frauen im Arbeitsprozeß wurde im wesentlichen unter dem Aspekt diskutiert, wie diese sich im Widerspruch mit der Rolle von Frauen als Mütter und Hausfrauen befinde. Allgemein war man der Meinung, daß Mütter nicht aushäusig erwerbstätig sein sollen. Falls sie dieses doch waren, mußten ihre Arbeitsverhältnisse reguliert werden.<sup>4</sup> Folglich mußten die Löhne der Männer auf das Niveau eines Familienlohnes angehoben werden. Die ganze Debatte über weibliche Erwerbsarbeit spiegelte einen gesellschaftlichen Konsensus, der bis in die siebziger Jahre praktisch von niemandem in Frage gestellt wurde.

Die allgemeine Übereinstimmung zwischen der regierenden CDU und der opponierenden SPD über die Rolle des Mannes als Familienernährer und der Frau als Mutter und Hausfrau half, eine machtvolle soziale Kohäsion zu schaffen und trug dazu bei, die neue westdeutsche Identität zu definieren. Indem er das Problem von alleinstehenden Frauen ausklammerte und über die kollektive und häufig genug persönliche Niederlage von Männern schwieg, trug der Geschlechterdiskurs, der vom Problem arbeitender Mütter besessen war, dazu bei, die normative Struktur der Geschlechterordnung zu verankern und ihre Akzeptanz zu befördern. In der Art und Weise, in der der Geschlechterdiskurs sich mit der vorausgegangenen Periode des Nationalsozialismus wie mit der „erzwungenen Emanzipation“ in der DDR auseinandersetzte bzw. nicht auseinandersetzte, wurden erfolgreich wichtige Elemente der dringend benötigten neuen Identität der Bundesrepublik definiert. Der Geschlechterdiskurs trug dazu bei, daß sich die Bundesrepublik einerseits von der Nazizeit und andererseits von der DDR abgrenzen und sich gleichzeitig eng an die USA anlehnen konnte, die ja ihrerseits nach dem Zweiten Weltkrieg erneut geschlechterpolarisierte Welten entstehen ließ und noch stärker von einem paranoiden Antikommunismus durchdrungen war als die Bundesrepublik.

Die Diskussionen über arbeitende Mütter waren repetitiv *ad nauseam*. Jeder war dagegen, daß Mütter kleiner Kinder einer Erwerbsarbeit außer Haus nachgingen: die regierende CDU, die SPD, die Gewerkschaften, die Kirchen, die Experten

und Therapeuten, ja sogar die arbeitenden Mütter selber. In ihrer Studie von 1961 über arbeitende Mütter sprach Elisabeth Pfeil von den *familienentfremdeten Berufsfrauentypen*. In einer Befragung, die das Allensbacher Institut für Demoskopie 1963 durchführte, sprachen sich 59 Prozent der Befragten dafür aus, Müttern mit Kindern unter 10 Jahren *gesetzlich* die Erwerbsarbeit außer Haus zu untersagen. Neunzig Prozent der befragten Frauen – unabhängig davon, ob es sich um Berufsfrauen oder Hausfrauen handelte – waren grundsätzlich dagegen, daß Mütter mit kleinen Kindern einer bezahlten Arbeit nachgingen.<sup>5</sup> Die beiden großen Parteien waren nahezu ununterscheidbar in ihren Versuchen, die Familie auf Kosten der Unabhängigkeit der Frau zu fördern. Artikel 6 des Grundgesetzes (der den besonderen Schutz der Familie verfügt) wurde während der ersten 20 Jahre des Bestehens der Bundesrepublik unentwegt dazu benutzt, um Artikel 3 des Grundgesetzes (den Gleichberechtigungsparagraphen) zu unterminieren. Desgleichen wurde die grundgesetzlich garantierte Verhandlungsfreiheit zwischen Arbeitgebern und Beschäftigten in diesem Sinne, nämlich zum Nachteil von Frauen genutzt. Wie Robert Moeller dies ausgedrückt hat: „Hinter einer Politik, die in den fünfziger Jahren demonstrativ die Familie schützte, verbarg sich de facto eine Politik, die den sozialen und politischen Status von Frauen definierte.“<sup>6</sup> Zwei zeitgenössische Äußerungen sollen diese Feststellung illustrieren. Im Jahre 1956 definierte Joachim Bodamer, Autor des Buches 'Der Mann von Heute' die Frauenfrage der fünfziger Jahre:

„Heute heißt die Frauenfrage: 'Wie kann die Frau der Familie wieder zurückgegeben werden?'“<sup>7</sup>

Und drei Jahre später ließ der Familienminister Würmeling, der natürlich in einer besonders privilegierten Position war, seiner Meinung Gehör zu verschaffen, verlauten:

„Endlich ist es mit in die Verantwortung der Mutter gelegt, dem vielfältig an sie herangetragenem Angebot zu außerhäuslicher Erwerbsarbeit mit dem rechten inneren und äußeren Maß zu begegnen. Gesellschaft und Staat sind nicht befugt, die persönliche Entscheidung einer Frau, ob sie erwerbstätig sein will oder nicht, zu bestimmen oder gar Urteile über einen solchen Entschluß zu fällen, der ihr ja oft sehr schwer fällt. Staat und Gesellschaft haben aber die Pflicht, der Frau und Mutter den Verzicht auf familienfremde Tätigkeit so weit wie möglich zu erleichtern – einmal um der Familie willen, dann aber auch weil das Wirken der Hausfrau und Mutter in der Familie für das Gemeinwohl von ungleich höherem Wert ist als der wirtschaftliche Nutzen aus Fabrik- oder Büroarbeit.“<sup>8</sup>

Die Botschaften und Appelle in diesem Zitat sind äußerst widersprüchlich, und man fragt sich, was in der Meinung des Familienministers Frauen denn nun tun sollten und wie sie ein einigermaßen konsistentes Leben führen sollten.

Trotz des überwältigenden negativen Konsenses im Hinblick auf aushäusige Erwerbsarbeit sind Frauen mit kleinen Kindern seit den späten fünfziger Jahren in ständig wachsender Anzahl auf den Arbeitsmarkt gedrängt, wobei, wie bereits

dargelegt, die meisten dieser Frauen selber der Überzeugung waren, daß dies nicht richtig sei. Frauen waren in den fünfziger Jahren und sind bis heute in der schizoiden Situation befangen, die typisch für Frauen in entwickelten Industriegesellschaften ist. Gleichzeitig sind sie Exponentinnen eines unversöhnlichen Konflikts innerhalb dieser Gesellschaften. Diese These muß nun näher beleuchtet werden, womit wir uns auf eine neue Ebene der Analyse begeben. Um zu verstehen, in welcher Weise sich im Leben von Frauen unlösbare Konflikte bündeln, muß ich einen kleinen Umweg einlegen und kurz einige der strukturellen Probleme der Geschlechterordnung in modernen Industriegesellschaften skizzieren.

### 3. Die Bedeutung der Geschlechterhierarchie in entwickelten Industriegesellschaften

Es ist wichtig, sich nicht dazu verleiten zu lassen, den Geschlechterdiskurs in all seinen ewigen Wiederholungen lediglich als den Versuch zu lesen, das Rad der Geschichte ein weiteres Mal zurückzudrehen. Dabei soll gar nicht geleugnet werden, daß sich die Kräfte der Tradition als wichtig, wenn nicht sogar gelegentlich als ausschlaggebend erwiesen haben. Ungleichheit im Verhältnis der Geschlechter beruht auf mehr als auf Tradition, auf den Interessen der Privilegierten und der Kollusion der Benachteiligten. Die Bundesrepublik war immerhin das Land des „Wirtschaftswunders“ – wenn auch Wirtschaftshistoriker dieses Wunder in den vergangenen Jahren etwas dekonstruiert haben. Meine These ist, daß sich in der westdeutschen Geschlechterhierarchie funktionale Erfordernisse entwickelter Industriegesellschaften sowie deren immanente Widersprüche spiegeln.<sup>9</sup>

Industriegesellschaften benötigen auf der einen Seite das verfügbare Individuum und setzen auf der anderen Seite voraus, daß die physische wie psychische Reproduktion des arbeitenden Individuums in einem anderen Subsystem der Gesellschaft stattfindet, nämlich der Familie, die vollkommen anderen Regeln als denen des Marktes folgt. Idealtypisch (wenn auch wohlfahrtsstaatlich vielfach gebrochen) setzen die Arbeitgeber die Verfügbarkeit des individuellen Arbeiters (geschlechtsneutral gedacht) schlicht voraus, und sie kümmern sich weder darum, auf welche Weise diese Verfügbarkeit hergestellt, noch wie sie aufrechterhalten wird.

Die Arbeitsteilung nach Geschlechtern „löst“ einige derjenigen Probleme, die die physische Reproduktion des Individuums mit sich bringt. Sie ist von daher grundlegend für das Funktionieren industrieller Gesellschaften. Nach Ulrich Beck sind die etablierten Geschlechterrollen die *Basis* der Industriegesellschaft und keineswegs ein traditionales Relikt. Auf sehr konkrete Weise werden Männer den Regeln der Arbeitswelt unterworfen, und von Frauen wird erwartet, daß sie die physische (und psychische) Reproduktionsarbeit leisten, die nötig ist, damit das arbeitende Individuum (in dieser Annahme offenbar ein Mann) hervorgebracht wird. Indem Frauen und Männer den verschiedenen Subsystemen von Arbeit und Familie zugeordnet werden, werden einige der inhärenten Spannungen, die in Industrie-

gesellschaften zwischen der Organisation von Arbeit und der physischen Reproduktion (Familie) bestehen, gemildert, wobei dadurch jedoch ein ganz neues Feld von Problemen kreiert wird, nämlich Probleme der Ungleichheit und der Ungerechtigkeit zwischen den Geschlechtern, für die seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts nicht nur die Wahrnehmung geschärft wurde, sondern für die auch allgemein verbreitet eine stark verminderte Toleranz zu verzeichnen ist. Modernität fordert nämlich auch Gleichheit der Geschlechter, wo sie an anderer Stelle Ungleichheiten voraussetzt. Der Prozeß ist durchaus widersprüchlich. Auch macht, wie Elisabeth Beck-Gernsheim und Ulrich Beck überzeugend dargelegt haben, der Individualisierungsprozeß auf Dauer auch vor den Frauen nicht halt. Damit werden dann jedoch die Grundlagen der auf Geschlechterzuweisungen beruhenden Arbeitsteilung erschüttert. Die Geschlechterzuschreibung moderner Industriegesellschaften geht offenbar auf Kosten von Frauen und weist ihnen ein „geringeres Leben“ zu.<sup>10</sup> Damit das Arrangement der Zuweisung der Geschlechter zu den jeweiligen gesellschaftlichen Subsystemen von Arbeit und Familie funktionieren kann, muß die zugrundeliegende Ungerechtigkeit in der Geschlechterordnung verschleiert und unsichtbar gemacht werden, da diese Zuweisungen sich in klarem Widerspruch zum modernen Versprechen von Gleichheit befinden:

„Was man in einer Gesellschaft nicht wissen darf, weil es die Ausübung von Herrschaft stört, muß unbewußt gemacht werden.“<sup>11</sup> Wenn ich davon spreche, daß Dinge unbewußt gemacht werden, so meine ich an dieser Stelle lediglich, daß sie aus dem öffentlichen wie dem individuellen Bewußtsein verdrängt werden. Für die Freud-Experten unter Ihnen: Ich spreche über das, was Freud das System Vorbewußtheit (Vbw) genannt hat. Das ist in Freuds System der Ort, wo psychische Inhalte zwischen dem System Unbewußtheit (Ubw), das sehr viel schwieriger zugänglich ist und dem System Bewußtheit (Bw) oszillieren. Das Vorbewußte enthält Inhalte und Wissen, die im Prinzip bewußtseinsfähig sind, die aber aus welchen Gründen auch immer, nicht zum Bewußtsein zugelassen werden.

Die Aufspaltung von öffentlich und privat und die jeweilige Zuweisung der Geschlechter zu den entsprechenden Bereichen spiegelt die Widersprüche von Industriegesellschaft wider, die Strukturprobleme der Gesellschaft in persönliche Probleme zwischen Frauen und Männern übersetzen. Sie veranlaßt Männer und Frauen als Verrat, Verlassen, Kontrolle, Unglücksgefühle in der Zweierbeziehung, Ehescheidung, Gewalt auszuleben, was sie nicht als denjenigen Teil der Geschlechterordnung dechiffrieren können, der unbewußt gemacht werden muß, um das Funktionieren des Systems zu gewährleisten. Aber die Dinge sind noch komplizierter, da Frauen nicht nur die heimische Rolle von Geburt an und lebenslanglich zugewiesen wird, sondern im Grunde von ihnen erwartet wird, daß sie in *beiden* Subsystemen funktionieren: dem der Familie *und* dem der Arbeit. Das folgt aus der Tatsache, daß Frauen ebenfalls dem Individualisierungsprozeß der modernen Arbeitswelt unterworfen sind, und ihnen zur gleichen Zeit die Rolle als

Familienfrau als soziales Schicksal zugewiesen wird. Diese Tatsache trennt nicht nur Männer und Frauen in ihren Lebenswelten, Erwartungen, persönlichen Zielen und Hoffnungen, (ganz zu schweigen von ihren Einkommens- und Berufschancen), sondern treibt den Keil mitten durch das Leben von Frauen selber. Frauen, deren Ständeschicksal es ist, für ihre Familien zu sorgen, müssen gleichwohl auch den Regeln des Marktes folgen. Der Status des Erwachsenen ist in der Moderne durch Arbeit definiert, und das heißt: bezahlte Arbeit außerhalb des Hauses. Die physische oder mentale Verausgabung, zu Hause in Küche oder Kinderzimmer, konstituiert durchaus nicht einen Erwachsenenstatus in unserer Arbeitsgesellschaft. Folglich ist das, was Männer tun, Arbeit und was Frauen tun, ist nur dann Arbeit, wenn es es außerhalb des Hauses geschieht und Einkommen generiert.

Frauen leben mithin unter den Anforderungen, die die Aufspaltung von öffentlichen und privaten Räumen mit sich bringt, denn ihr Leben spielt sich in beiden Subsystemen ab: in der Familie und in der Arbeitswelt. Männer sind dieser Aufspaltung nicht, oder zumindest in weit geringerem Maße ausgesetzt, denn von ihnen wird erwartet, daß ihr Leben klar und eindeutig den Regeln der Arbeitswelt folgt. Sie müssen stete Verfügbarkeit demonstrieren, und natürlich müssen sie mobil sein. Sie müssen bereit sein, Überstunden zu machen, falls die Arbeit dies erfordert. Familienpflichten haben nicht zu stören, wenn und falls der Arbeitgeber Extraleistungen verlangt. Von Männern wird in der Regel erwartet, daß sie eine Aufgabe nicht etwa deshalb ablehnen, weil sie ein Kind zum Arzt bringen müssen oder weil sie zu Hause sein müssen, wenn die Kinder mittags oder am frühen Nachmittag aus der Schule kommen. Auch wird in der Regel nicht von ihnen erwartet, daß sie dafür sorgen, daß Essen im Haus und rechtzeitig auf dem Tisch ist. Tatsächlich wird vorausgesetzt, daß jemand anderes all diese Dinge erledigt. Diese andere Person ist in der Regel eine Frau, zumeist die Ehefrau. Da bei Frauen selbstverständlich vorausgesetzt wird, daß sie diese Leistungen für Männer und Kinder erbringen, macht dieser Umstand als solcher Frauen zu Arbeitern zweiter Klasse, da von ihnen angenommen wird, daß sie (wegen tatsächlicher oder vermuteter Familienverpflichtungen) nicht im gleichen Maße verfügbar seien wie Männer, bei denen zumeist zu Recht vermutet wird, daß sie sich auf die von Frauen geleistete Familienarbeit verlassen können. Die berufstätige Frau muß die erforderliche Reproduktions- oder Familienarbeit in der Regel selber leisten, was sie aus der Sicht des Arbeitgebers zu einer geringeren Arbeitskraft macht. (Angemerkt sei hier nur, daß in den Fällen, wo Frauen und Männer direkt miteinander konkurrieren, häufig Frauen, die zusätzlich die Familienarbeit machen, mit Männern, denen diese abgenommen wird, in recht ungleiche Konkurrenz treten). „Frauen sind weniger belastbar“. Diese Logik berücksichtigt nicht, daß Frauen in beiden Sub-Systemen der Gesellschaft funktionieren müssen – was sich dann unmittelbar in den Sexismus des Arbeitsmarktes umsetzt, die beruflichen Chancen von Frauen entscheidend mindert und sich in einer schweren Doppelbelastung

von Frauen niederschlägt. Die Logik des Arbeitsmarktes setzt den männlichen Arbeiter voraus und beruht auf den Annahmen eines männlichen Lebensmodells. Die Vermutung einer geringeren Verfügbarkeit von Frauen sowie geringerer Ausdauer diene während der fünfziger Jahre nicht nur dazu, Frauen nach Belieben zu entlassen, sie legitimierte auch sämtliche Formen von Diskriminierung, geringerer Bezahlung und kaum bestehenden Aussichten auf Beförderung. In den fünfziger Jahren hat sich niemand großartig darum bemüht, solche Einstellungen gegenüber Frauen zu verbergen oder gar zu hinterfragen. Solche Gefühlslagen unsichtbar zu machen, aber nichtsdestoweniger wirksam zu erhalten, scheint mehr eine Errungenschaft unserer Zeit zu sein.

Frauen wußten in den fünfziger und sechziger Jahren und darüber hinaus instinktiv, wie weit sie in ihren Aspirationen gehen durften. Es war ausgeschlossen, daß ein Mädchen, das in den fünfziger Jahren in der Bundesrepublik aufwuchs, die Botschaften, die ihr ihren Platz in der Gesellschaft anwiesen, hätte verfehlen oder nicht hätte wahrnehmen können. Es brauchte Frauen nicht gesagt zu werden, daß sie sich besser nicht um gut bezahlte „männliche“ Jobs bewürben, daß sie besser nicht versuchten, Ingenieurinnen, Rechtsanwältinnen oder Universitätsprofessorinnen zu werden oder sich um hohe Ämter zu bewerben. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Fall einer jungen Frau, die 1960 aus der DDR in die Bundesrepublik kam. Sie hatte die hierarchisierten und repressiven Geschlechternormen der Bundesrepublik natürlich nicht internalisiert. Ich zitiere den Fall der Marlene O. aus den Lebensgeschichten, die Erika Runge gesammelt hat:

„In Hattingen kam ich zum Arbeitsamt und sagte: ‘Ich war Ingenieur’. Aber die sagten mir: ‘Ja, da können Sie hier gar nichts werden als Ingenieur, die werden ja hier überhaupt nicht anerkannt und als Frau sowieso nicht’. Ich sag: ‘Ich mach alles, wenn ich irgendwo scheuern kann oder irgend was, ist mir ganz egal.’ ... Und mein Freund hatte sofort eine Anstellung bei Siemens in München.“

<sup>12</sup> Interessant an diesem Fall im Grunde unspektakulärer, trister bundesrepublikanischer Wirklichkeit ist, daß Marlene O. dann im Westen eine steile, ausgesprochen „weibliche“ Karriere machte, erst als Miss Germany, und dann als Miss Universum. In Hollywood heiratete sie dann einen Filmschauspieler. Als ihr irgendwann das unechte und müßige Leben à la Hollywood über war, zog sie in die Bundesrepublik zurück und machte dort einen Blumenladen auf. Als hübsches Aushängeschild und als Blumenfrau konnte sie in der Bundesrepublik existieren, nicht jedoch als Ingenieurin.

Den Geschlechtergrenzen brauchte nur in den seltensten Fällen, wie hier, explizit Wirksamkeit verschafft zu werden. Sie mußten nur selten formell etabliert werden, wie im Bundespersonalgesetz von 1950, das es nahelegte, daß Frauen, sobald sie heirateten, aus dem öffentlichen Dienst entlassen würden. Frauen wußten auch so, wie weit sie gehen konnten, ohne das Boot zum Kippen zu bringen. Es ist eins der erstaunlichsten Phänomene in jeder sozialen Ordnung, aber ganz

besonders in den Beziehungen der Geschlechter, daß unsichtbare Grenzen auch dann wahrgenommen werden und Menschen sich nach ihnen richten, wenn diese Restriktionen nicht explizit gemacht werden. Der Preis der Transgression ist den meisten Menschen mehr oder weniger bewußt. Das genau versucht der Begriff der sozialen Produktion von Unbewußtheit zu beschreiben und explizit zu machen. In den fünfziger Jahren jedenfalls dämpften Frauen ihren Ehrgeiz, sie wurden ungelernete Arbeiterinnen statt Facharbeiterinnen, Verkäuferinnen statt Abteilungsleiterinnen, Grundschullehrerinnen statt Gymnasiallehrerinnen, Krankenschwestern statt Ärztinnen, Sozialarbeiterinnen statt Pfarrerinnen, Hilfskräfte, manchmal sogar Assistentinnen statt Professorinnen, Sekretärinnen statt Managerinnen oder Aufsichtsratsvorsitzende. Falls eine Frau tatsächlich Ambitionen zeigte und versuchte, die Geschlechterbarriere zu überqueren, mußte etwas grundsätzlich mit ihr falsch sein. Die Sanktionen waren erbarmungslos und häufig grausam. Die mentale Gesundheit sowie die Weiblichkeit insgesamt von „Karierefrauen“ standen zur Debatte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die entwickeltsten Industrieländer schließlich reich genug, um eine Politik des männlichen Familienlohnes betreiben zu können (ein Ziel, das im übrigen seit dem 19. Jahrhundert auch nachdrücklich von der SPD verfolgt worden ist). Die Idee des männlichen Familienlohnes bestand darin, daß Frauen durch diesen für ihre Familienarbeit kompensiert würden. Dieses Modell operiert mit der Vorstellung, daß die Beziehungen von Männern und Frauen eng und zuverlässig sind, eine Vermutung, die in der Moderne, ganz zu schweigen von der Postmoderne, einer verlässlichen Grundlage zumeist entbehrt. Selbst in den fünfziger Jahren war diese Annahme mehr als problematisch, denn nicht jede Frau hatte einen Ehemann, der einen Familienlohn nach Hause brachte, besonders nicht im Nachkriegsdeutschland. Gleichwohl beruhten die Frauenlöhne auf genau dieser vermuteten Voraussetzung, der Annahme nämlich, daß eine Frau einen Ehemann habe, der sie und die Kinder ernähre. Damit erklärt sich dann das unglaublich niedrige Niveau der Frauenlöhne in den fünfziger Jahren. Der Arbeitsmarkt unterschied nicht zwischen der ledigen Arbeiterin (mit oder ohne Kinder) und der verheirateten Arbeiterin, die Teilzeit arbeitete, um zum Familieneinkommen beizutragen, das im wesentlichen jedoch auf dem Arbeitslohn des Ehemannes beruhte. Auf diese Weise waren Frauen in das berühmte rosa Ghetto von schlecht bezahlten Arbeiten verbannt und mußten sich auf einem strikt geschlechtersegregierten Arbeitsmarkt behaupten, der – wie Josef Moser gezeigt hat – den Unterschichtungseffekt weiblicher Arbeit beförderte, von dem die männliche Facharbeiterschaft profitierte.<sup>13</sup> Das Geschlechterschicksal war ein Kollektivschicksal. Diese festgefügte Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern hat die Geschlechterhierarchie nicht im mindesten herausgefordert, im Gegenteil: Sie hat modernisiert, ohne sie wirklich in ihren Grundlagen zu verändern.

#### 4. Frauen als Mütter

Nach diesem gedanklichen Umweg können wir uns nun erneut dem Geschlechterdiskurs der fünfziger Jahre zuwenden, in dem die Frage der Gleichheit der Geschlechter sich auf das „Problem“ der arbeitenden Mütter reduzierte. Unter dem Aspekt der Funktionalität der Geschlechterhierarchie im Rahmen der strukturellen Aufspaltung zwischen Arbeit und Familie, öffentlich und privat, und der jeweiligen komplexen Zuweisung von Bereichen und segregierten Lebenswelten zu den Geschlechtern erhält der atrophierte Geschlechterdiskurs einen ganz neuen Sinn. Ich werde die Fixierung auf die arbeitenden Mütter im Diskurs der fünfziger und sechziger Jahre ernstnehmen und ihn nicht ironisch karikieren, obgleich er in so manchen seiner Äußerungen durchaus dazu einlädt. Indem ich den Diskurs über Mütter zu dekonstruieren versuche, werde ich die Fixierung des Diskurses in einen anderen Rahmen einbetten. Die Psychoanalytikerin Maya Nadig stellt fest:

„Im modernen Leitbild (der Frau) bedeutet das Kind Verlust an Erwachsenenheit und Autonomie. Die Mutter wird als aktives Mitglied der Gesellschaft tendenziell entmündigt...“<sup>14</sup>

In den fünfziger Jahren liebte man(n) es, Frauen als Mütter zu sehen. Indem Frauen im wesentlichen als Mütter definiert und hauptsächlich als solche im öffentlichen Diskurs wahrgenommen wurden, und indem ihnen der männliche Familienernährer (zumindest in der normativen Vorstellung) zur Seite gestellt wurde, erschien es so, als habe sich die Spaltung zwischen dem Bereich des Öffentlichen als dem Ort der sozialen Reproduktion (Arbeit) und der Kultur auf der einen Seite und dem Bereich des Privaten als dem Ort der physischen und emotionalen Reproduktion der Individuen (Familie) auf der anderen Seite, aufgelöst. Wir wissen heute, daß es sich hierbei um eine nicht sehr dauerhafte Pseudolösung für die komplexen Probleme der modernen Arbeitsgesellschaft handelte.

Die Spaltung, die das Leben von Frauen durchzieht, die, wie nun wohl deutlich geworden ist, ein strukturelles Problem moderner Industriegesellschaften ist, das ins Private gewendet wird, spiegelt sich in Winnicott's psychoanalytischer Kategorie der „guten“ (der gewährenden) und der „schlechten“ (der versagenden) Mutter wider. Der berühmte britische Psychoanalytiker hat während der fünfziger Jahre sehr viel dazu beigetragen, Mutterschaft psychologisch zu verstehen. Seine einflußreichen Arbeiten spiegeln jedoch auch deutlich das Unverständnis der Probleme von Gleichheit und Ungleichheit in den Geschlechterbeziehungen wider, wie dies in den fünfziger Jahren weit verbreitet war.<sup>15</sup> Die psychologischen Konzepte der „guten“ und der „schlechten“ Mutter schwächte die Position von Frauen ebenso wie sie diejenige von Männern, die in der Regel diese Aufspaltung nicht erfuhren, stärkte. Die Gesellschaft und ihre Hilfstruppen in Psychologie und anderen Sozialwissenschaften unterschieden nicht zwischen dem „guten“ Vater, der zu Hause bleibt und dem „schlechten“ Vater, der zur Arbeit geht. Der Vater, der zur Arbeit

geht und einen Familienlohn nach Hause bringt, ist der „gute“ Vater. Die Mutter, die das gleiche zu tun versucht, ist in Winnicott's psychoanalytischem System die „schlechte“ Mutter. Ironischerweise war nun die „gute Mutter“, die zu Hause blieb und sich um ihre Familie kümmerte, auch in den fünfziger und sechziger Jahren keinesfalls immun gegen hefte soziale Kritik. Wenn sie tat, was sie dachte, daß die Gesellschaft von ihr erwartete, machte sie dies nicht automatisch glücklich und alle um sie herum zufrieden. Der Hausfrau wurde von den Experten vorgeworfen, daß sie ihre Kinder und ihren Ehemann als Selbstobjekte benutze. In der Bundesrepublik ebenso wie in den USA spielte die Freudsche Psychoanalyse eine hervorragende Rolle, wenn es darum ging, die analytischen Werkzeuge bereitzustellen, mit deren Hilfe Frauen als Mütter kritisiert werden konnten – ohne daß die Kritiker in der Regel die dargelegten strukturellen Bedingungen moderner Gesellschaften verstanden hätten. Kinder und Ehemann als eine Verlängerung ihres Selbst zu benutzen und dadurch das eigene ungelebte Leben zu kompensieren, war in der Tat oft ein tragischer Ausweg, häufig jedoch der einzig mögliche, durch den Frauen mit dem Verlust ihres Erwachsenenstatus (definiert als eigene aushäusige Erwerbsarbeit und eigenes Einkommen) fertigzuwerden versuchten. Die Konsequenzen sind vielfältig beschrieben worden – von Betty Friedan in ihrem „Weiblichkeitswahn“, Helge Pross in ihrer Studie von 1975 „Die Wirklichkeit der Hausfrau“, Horst Eberhard Richter in seinem wichtigen Aufsatz „Konflikte und Krankheiten der Frau“. Sie haben auch bemerkenswerte literarische Repräsentation gefunden, wie z.B. in Marilyn French's Roman „Woman's Room“ oder ihrem „Bleeding Heart“.

Die Psychoanalyse befand sich für die längste Zeit in einer tiefen Konfusion im Hinblick auf Frauen. Die berühmte Freudsche Frage demonstriert das hinreichend. 1962 begann Bruno Bettelheim in seinem Aufsatz „Growing Up Female“ selbstkritisch darüber nachzudenken, in welcher Weise die Psychoanalyse sich mit der extrem widersprüchlichen Lage von Frauen auseinandergesetzt habe. Selbstkritisch gestand er ein, daß sich die Psychoanalyse bislang immer auf die Seite der gesellschaftlichen (von Männern gemachten) Normen gegen die Frauen gestellt habe. Auch erkannte er, daß es die Frauen sind, an denen sich die Auswirkungen der Modernität am deutlichsten ablesen lassen (eine These, die sich neuerdings auch bei Anthony Giddens findet):

„Very few human problems have been so transformed by the convulsive growth and evolution of modern society as those of women“.<sup>16</sup>

Wenn man dagegen Winnicott's Arbeiten anschaut, läßt sich ein Bewußtsein des Problems nur in seltsam verquerer Form erkennen. 1956 beschrieb Winnicott die Symbiose zwischen Mutter und Neugeborenem als eine Art „normaler Krankheit“. Falls Frauen zu dieser psychischen Reaktion (der Symbiosebildung), die für das Neugeborene lebenswichtig ist, nicht in der Lage sind, vermutet Winnicott eine „Flucht in die Gesundheit“. Die Logik ist verblüffend. Und doch macht sie auf eine verquere Art Sinn, wenn es nämlich darum geht, das Dilemma der Gesell-

schaft gegenüber Frauen (oder besser umgekehrt: das Dilemma von Frauen in der Gesellschaft) zu beschreiben: Wenn die Frau als Mutter die für das Überleben und Gedeihen des Neugeborenen nötige Empathie entwickelt, ist dies in Winnicott's Gedankengebäude eine „Krankheit“; wenn sie nicht dazu in der Lage ist, ist das dann ein Zeichen von Gesundheit? (Hier spiegelt sich wider, was Maja Nadig als den Verlust des Erwachsenenstatus der Frau bezeichnet hat). In dieser eigenartigen Verdrehung von „krank“ und „gesund“ ist die Situation der Frau treffend eingefangen: Der Begriff der „Flucht in die Gesundheit“ – obgleich als ungenügende Sorge der Mutter für ihr Kind verurteilt – enthält doch einen gewissen Respekt vor der Frau, die ihren Erwachsenenstatus nicht ohne weiteres aufgeben mag.

Frauen können anscheinend unter den gegenwärtigen Bedingungen der modernen Erwerbsgesellschaft nicht ihren Erwachsenenstatus verteidigen und gleichzeitig „gute Mütter“ im Sinne von Winnicott sein, weil die Art und Weise, in der der Erwachsenenstatus definiert ist, mit dem männlichen Lebensmodell von Leistung und Erwerbsarbeit identifiziert wird. Die Situation, in der sich Mütter befinden, schien in den fünfziger Jahren scheinbar wenig mit den sozialen Konditionen zu tun zu haben, die systematisch unlösbare Konflikte für Frauen produzieren, weil der unversöhnliche Konflikt zwischen Arbeit und Familie lediglich an *einem* Geschlecht festgemacht und dort individualisiert wurde. Es ist aufschlußreich, Winnicott's Definition von Gesundheit und Krankheit mit der von Horst Eberhard Richter in seinem Artikel von 1974 zu vergleichen, wo Richter im wesentlichen argumentiert, daß die Krankheiten und Depressionen von Frauen die angemessenste und in gewisser Weise „gesündeste“ Reaktion auf unerträgliche Zustände und unlösbare Konflikte seien. Nur am Rande sei angemerkt, daß die hier entwickelten Zusammenhänge in den fünfziger Jahren keineswegs verstanden wurden, am allerwenigsten von den Experten der Seele. Um sie zu begreifen, mußte die Krise in den Geschlechterbeziehungen erst virulent werden, und es mußten die Kategorien, mit deren Hilfe solche Zusammenhänge erklärbar werden, bereitgestellt werden. D.h. die Frauenbewegung mußte erst bislang für selbstverständlich gehaltene Zustände in Frage stellen, und eine feministische Wissenschaft mußte die Kategorien und das gedankliche Instrumentarium entwickeln, mit dessen Hilfe Geschichte und Gegenwart neu und anders zu erschließen sind.

Um das Argument noch einmal zusammenzufassen: Der Konflikt zwischen Arbeit und Familie wird in modernen Industriegesellschaften an nur einem Geschlecht festgemacht. Er wurde in der Zeitspanne, mit der wir uns hier beschäftigen, weitgehend unbewußt gemacht und gründlich individualisiert und privatisiert. Wie Ulrich Beck mit der Einsicht des für die ungleichen Geschlechterlagen sensibilisierten Wissenschaftlers der achtziger Jahre formuliert hat:

„Wer über die Familie spricht, muß auch über Arbeit und Geld reden, wer über Ehe redet, muß über Ausbildung, Beruf, Mobilität reden, und zwar über Ungleichverteilungen...“<sup>17</sup>

Daß dies in den fünfziger und sechziger Jahren im wesentlichen nicht geschah, hat dazu beigetragen, die ambivalente und widersprüchliche, doch gleichwohl „funktionale“ Geschlechterordnung spätindustrieller Gesellschaften in der westdeutschen Sozialordnung zu verankern. Es scheint mir verfehlt, von der Wiederherstellung einer traditionellen und im Grunde überholten Geschlechterordnung nach 1945 in Westdeutschland zu sprechen. Was wir hier sehen, ist nicht ein Zurückfallen in die bürgerliche Welt des 19. Jahrhunderts, sondern im Gegenteil ein Prozeß der Anpassung an Anforderungen hochmoderner, spätindustrieller Gesellschaften. Die Kritik kann also nicht, oder zumindest nicht hauptsächlich, in der „retrograde mode“ der sozialen Organisation zwischen Frauen und Männern liegen (wie ein großer Teil der Literatur zur Frauengeschichte nahelegt), es geht auch weniger um einen Überhang nationalsozialistischer Geschlechterpolitik (obgleich sich viele Spuren davon in den frühen Jahren der Bundesrepublik finden), sondern die Kritik richtet sich auf die eingebaute Ungerechtigkeit im Verhältnis der Geschlechter in seinen modernsten Aspekten.

##### 5. *Männliche Selbstverständlichkeiten und weibliche Kollusion*

Die fünfziger Jahre in der Bundesrepublik sind ein eindrückliches Beispiel dafür, wie die soziale Produktion von Unbewußtheit funktioniert. Diejenigen Teile der Geschlechterhierarchie, die aus heutiger Sicht schlicht unakzeptierbar sind, mußten abgespalten und in eine unpersönliche, „objektive“ Ordnung überführt werden. Es ist wichtig, sich klar zu machen, daß die Internalisierung der Geschlechterordnung und der „harmonischen Ungleichheit“, die sie verkörperte, auf unterschiedliche Weise für Männer und Frauen funktionierte.

Männer haben im großen und ganzen nach einer anfänglichen Phase der Desorientierung in der unmittelbaren Nachkriegszeit in den fünfziger Jahren ihre Rolle als Familienernährer akzeptiert. Ihre privilegierte Rolle in Familie und Gesellschaft führten sie unmittelbar darauf zurück. Sie hatten Religion und Tradition auf ihrer Seite. Adenauers Patriarchalismus wurde durch Würmelings Familienpolitik umgesetzt und mit Kardinal Frings' Hirtenworten dekoriert. Experten, Sozialwissenschaftler, Berater, Pfarrer, Ärzte, sie alle trugen dazu bei, den gesellschaftlichen Platz von Frauen zu definieren und auf diese Weise die Vorrechte und Privilegien von Männern zu legitimieren. Auf einer mehr theoretischen Ebene konnten Männer auf das zurückgreifen, was Cornelia Klinger „die Okkupation des Allgemeinen durch das Männliche genannt hat“:

„Das wirksamste theoretische Mittel zur Errichtung und Erhaltung männlicher Überlegenheit besteht darin, daß sich das männliche Denken durchaus nicht als solches begreift..., sondern daß sich das männliche Denken zum Allgemein-Menschlichen aufschwingt und die eigene Geschlechtsgebundenheit leugnet.“<sup>18</sup>

Die Traditionen okzidentaler Philosophie und Wissenschaft unterstützten Männer bei diesem Unterfangen und verhinderten störende Einsichten in die zugrundeliegenden Mechanismen der Produktion von Ungleichheit im Geschlechterverhältnis oder in die Mechanismen seiner Aufrechterhaltung. In vielfacher Hinsicht bestand für Männer keine Notwendigkeit, die existierende Geschlechterordnung zu hinterfragen, nachdem sie nach 1945 erneut etabliert worden war und solange Frauen die gemeinsamen Grundannahmen im Hinblick auf männliche Überlegenheit und auf die Legitimität männlicher Dominanz teilten.

Die meisten Frauen haben nach einer relativ kurzen Phase heftiger Proteste in den späten vierziger Jahren in den fünfziger und sechziger Jahren die Annahmen geteilt, auf denen die Geschlechterhierarchie beruhte. Barbara Willenbacher hat m.E. die bislang plausibelste Erklärung für diesen Tatbestand gegeben. Sie wies darauf hin, daß Frauen zwar gestärkt, aber in ihren *traditionalen* Tätigkeitsfeldern gestärkt aus dem Zweiten Weltkrieg hervorgegangen seien, nämlich als die Überlebensarbeiterinnen der Familie.<sup>19</sup> Die Gleichheitsforderungen waren denn auch auf eine Anerkennung dieser Leistungen, nicht jedoch auf eine Gleichheit, wie wir sie heute verstehen, gerichtet. Frauen haben in den fünfziger und sechziger Jahren, um den Akt der Unterwerfung zu verschleiern, gerechtfertigt, was sie für ihre Wahl hielten, – entweder bewußt oder unbewußt aus Mangel an Alternativen und Vorstellungsvermögen. Ein Beispiel sei zur Illustration angeführt: Aus der Retrospektive räsonierte in den neunziger Jahren eine Gewerkschafterin, nun im nachhinein einigermaßen fassungslos über ihre damalige Anfälligkeit für die dominante Geschlechterideologie:

„Ich weiß nicht, was damals in unseren Köpfen vorgegangen ist. Es war so irgendwie im Bewußtsein verankert, Arbeit für Frauen, die alleinstehend sind, die nie geheiratet haben oder wieder allein sind... Dieser Mütterlichkeitsgedanke, der hatte gar keine parteipolitischen Differenzen.“<sup>20</sup>

Mein Interpretationsansatz verbietet es, Frauen lediglich als Opfer eines Prozesses der Viktimisierung zu beschreiben. Viele Frauen haben die Ideologie der Häuslichkeit aktiv gefördert und damit zu ihrer eigenen Machtlosigkeit beigetragen. Die Kollusion von Frauen muß verstanden und in die Analyse einbezogen werden, insbesondere, wenn wir das Konzept von „agency“ ernstnehmen. Auf der anderen Seite soll den Opfern auch nicht die Schuld für ihre eigene Machtlosigkeit zugeschrieben werden. Es ist keineswegs leicht, bei der Gradwanderung zwischen „agency“ und Viktimisierung nicht abzustürzen.

Durch das, was Heinrich Popitz den *Ordnungswert* der Ordnung als *Basislegitimität* genannt hat, wird gewährleistet, daß die dominante Sozialordnung einigermaßen reibungslos funktioniert und sie nicht ständig erneut wiederhergestellt werden muß. Selbst in ihren kaum oder nur schwer akzeptierbaren Unterdrückungsmechanismen wird eine Herrschaftsordnung letztlich auch von den Beherrschten anerkannt, werden die Annahmen, auf denen sie beruht, internalisiert:

„Es ist möglich..., daß (die Objekte der Herrschaftsausübung) die Normen dieser Ordnung nicht nur fürchten, sondern verinnerlichen; daß sie nicht nur in dumpfer Gewohnheit, sondern in Bereitschaft und Gefolgschaft pflichtgemäß das Ihre tun... Die innere Anerkennung einer Machtordnung durch die Unterdrückten und Unterprivilegierten ist ein weiterer *Machtprozeß*, ein Prozeß der Absicherung und 'Vertiefung' von Machtverhältnissen (...). Der dauernd Erniedrigte rechtfertigt seine Fügsamkeit, indem er sie in Freiwilligkeit uminterpretiert, und er rechtfertigt diese Freiwilligkeit durch die Verbindlichsetzung der Ordnung, in die er sich fügt. Seine Fügsamkeit ist der Dienst, den die Ordnung braucht.“<sup>21</sup>

Die Mechanismen der sozialen Kontrolle waren in den fünfziger und sechziger Jahren fest gefügt. Die meisten Frauen waren in dieser Zeit nicht in der Lage, zu einer vollen und ungeschminkten Einsicht in die wirtschaftlichen, sozialen wie psychischen Determinanten ihrer Situation zu gelangen und damit die Mechanismen der Geschlechterhierarchie und ihre ständige Reproduktion wie ihre Unbewußtmachung zu begreifen. Viele flüchteten sich in das, was in der psychosomatischen Medizin die „sekundären Krankheitsgewinne“ genannt wird, das heißt, sie klammerten sich an ihre Positionen als Ehefrauen und Mütter. Wie Mario Erdheim ausführt:

„Der Gewinn aus der Unterwerfung in einer als ausweglos erlebten Situation ist groß genug, um daran festhalten zu wollen.“<sup>22</sup>

Abhängigkeit hat auch ihre Vorteile. Man hat einen Puffer zwischen sich und der furchterregenden Welt. Hierin mag der Grund liegen, warum viele Frauen ihren Status sowie die Kultur der Häuslichkeit nachdrücklich verteidigten, selbst als sich Mitte der siebziger Jahre die Zeiten änderten und, wie Helge Pross gezeigt hat, Hausfrauen anfangen, sich gegenüber den Berufsfrauen unterlegen zu fühlen. Frauen haben häufig selbst die soziale Kontrolle ausgeübt, die nötig war, um das Funktionieren des Systems zu sichern. Sie haben als Mütter dafür gesorgt, daß die Aspirationen der Töchter sich in Grenzen hielten. Als Ehefrauen haben sie um des kleinen Statusvorteils willen das diskriminierte Dasein der Alleinstehenden sozial mit abgesichert. Lehrerinnen haben dafür gesorgt, daß die Berufswünsche ihrer Schülerinnen nicht ausufernten. Das ist der letztendliche Sieg jeglichen Systems von Herrschaft, wenn diejenigen, die die Herrschaft ausüben, unsichtbar bleiben und die Objekte der Beherrschung es selber übernommen haben, das System zu sichern und zu erhalten.

Die Kosten der Bewußtmachung sind hoch. Denn wer immer die bestehende Geschlechterordnung durchschaut und sich ihren Regeln nicht mehr länger unterwerfen kann oder mag, fordert damit das ganze System heraus, da die Institutionen, die das falsche Bewußtsein hervorbringen und aufrechterhalten, für sie nicht mehr länger funktionieren. Ehe, Familie, Bildungsinstitutionen, Arbeitsplatz verbannen oder stigmatisieren diejenigen, die sich nach ihren Regeln nicht länger mehr richten. Vivian Gornick schrieb in den siebziger Jahren über „Woman as

Outsider“. Sie beschrieb die Dialektik, die zwischen dem Ausgeschlossenensein und einem existentiellen Verstehen der Gesellschaft, die einem den Außenseiter-Status aufzwingt, besteht; einem Verstehen, das Insidern gewöhnlich verschlossen bleibt. Die Außenseiterin sieht sich in eine Situation geworfen, in der sie zu allen gesellschaftlichen Erwartungen und Normen quer liegt.

„Sie befindet sich außerhalb des Zirkels der gewöhnlichen menschlichen Erfahrung. Wegen ihrer Distanz ist sie in der Lage, tief in den Zirkel hineinzuschauen, tief in sein Zentrum vorzudringen. Ihre Vision ist die Nadel, die das Herz des Lebens durchsticht. Was sie sieht, ist grausam und macht das Leben unerträglich. Auf diese Weise ist der Außenseiterin die gefilterte Vision versagt, die es Männern erlaubt, ohne solche Einsichten zu leben, die sich als zu beunruhigend herausstellen könnten.“<sup>23</sup>

Diejenigen, die mit den Illusionen gebrochen haben, die die Gesellschaft für jene bereithält, die sich ihrer Herrschaftsordnung freiwillig, unbewußt oder aus Schwäche unterworfen haben, haben es auf sich genommen, eine Welt, die unerträglich geworden ist, für sich (und andere) neu zu erfinden. Der Weg zu einem autonomen und nichtentfremdeten Leben führt jedoch unweigerlich zu einem sozialen Tod, was auch bedeutet, daß die Hoffnungen, durch dieses System, welches man durchschaut und herausgefordert hat, geschützt zu werden, aufgegeben werden müssen. Die Kritikerin bezahlt den Preis des freiwilligen oder erzwungenen Exils. Für Frauen ist es überhaupt erst seit den siebziger Jahren mit dem Aufkommen der Frauenbewegung möglich geworden, solche Positionen zu riskieren. Der Preis, den das Individuum hingegen dann zahlt, wenn das Unbewußte unbewußt bleibt, ist letztlich ungleich höher als der soziale Tod und das Exil, die beide immerhin die Möglichkeit der Erkenntnis und des neuen, eigenen Lebensentwurfes freisetzen. Der Preis, der von jenen zu zahlen ist, die die Kollusion dem Erkennen vorziehen, liegt im Wiederholungszwang des Unbegriffenen und in falschen gesellschaftlichen wie persönlichen Gratifikationen.

Gibt es eine Antwort auf Freuds Frage: „Was will das Weib?“ Ich werde mich nicht dazu verleiten lassen, hierauf eine Antwort zu formulieren. Auch beanspruche ich nicht, Expertin auf dem Gebiet „Freud und die Frauen“ zu sein. Da haben sich andere hervorgetan. Aber so viel dürfte doch offensichtlich sein: Frauen sind nicht mehr länger Freuds „dunkler Kontinent“. Was Frauen wollen, differiert nicht nur nach Lebensphase, Ort und Gegebenheiten, es kann auch systematisch innerhalb dessen, was Anthony Giddens die Dialektik von Strukturanforderungen und „agency“ genannt hat, beschrieben werden. Frauen wollen nicht zwischen den Bereichen von Öffentlichkeit und Privatheit aufgerieben und zerrissen werden. Sie wollen nicht ihren Erwachsenenstatus verlieren, sobald sie Mütter werden. Sie wollen – ebenso wie Männer – konkrete und realisierbare Möglichkeiten haben, ein konsistentes Leben mit einem möglichst hohen Grad an Autonomie und nichtentfremdetem Leben zu leben.

## ANMERKUNGEN

- \* Diesem Aufsatz liegt ein Vortrag zugrunde, den ich am 12. Dezember 1995 am Zentrum für Zeit-historische Forschung in Potsdam gehalten habe. Der Vortragscharakter wurde auch für die Druckfassung beibehalten. Daher beschränken sich die Anmerkungen auf ein Minimum. Ich danke den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Kolloquiums in Potsdam, den Mitgliedern des Seminars von Karin Hausen an der Technischen Universität Berlin sowie meinem Kollegen und Freund Jochen Schulte-Sasse an der University of Minnesota für weiterführende Kritik.
- 1 Ulrich Beck, Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter inner-halb und außerhalb der Familie, in: Ulrich Beck and Elisabeth Beck-Gernsheim, Das ganz nor-male Chaos der Liebe, Frankfurt 1990, S. 23.
  - 2 Mario Erdheim, Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den eth-nopsychanalytischen Prozeß, Frankfurt 1988, S. 228.
  - 3 Der Terminus der „harmonischen Ungleichheit“ wurde zuerst von den niederländischen Soziolo-gen Bram van Stolk und Cas Wouters entwickelt. Er wurde dann von Norbert Elias aufgegriffen.
  - 4 Siehe hierzu besonders Robert G. Moeller, Protecting Motherhood. Women and the Family in the Politics of Postwar West Germany, Berkeley: University of California Press 1993.
  - 5 Elisabeth Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern. Eine empirisch-soziologische Erhebung an 900 Müttern aus vollständigen Familien, Tübingen 1961, 259-64, und 35-36; Margot Schmidt, Im Vorzimmer. Arbeitsverhältnisse von Sekretärinnen und Sachbearbeiterinnen bei Thyssen nach dem Krieg, in: Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist. Nachkriegs-Erfahrungen im Ruhrgebiet, herausgegeben von Lutz Niethammer, Bonn 1983, S. 206.
  - 6 Robert Moeller, Reconstructing the Family in Reconstructing Germany: Women and Special Policy in the Federal Republic, 1949-1955“, in: Feminist Studies 15, (1989), S. 137 (Übersetzung von H. Schissler).
  - 7 Joachim Bodamer, Der Mann von Heute. Seine Gestalt und Psychologie, Stuttgart 1956, S. 130.
  - 8 Josef Würmeling, Muttersein in dieser Zeit, Baden-Baden 1959, zitiert nach Angela Delille und Andrea Grohn, Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Familienpolitik in den fünfziger Jah-ren, Berlin 1985, S. 67.
  - 9 In den folgenden Ausführungen stütze ich mich im wesentlichen auf Arbeiten von Karin Hausen, die frühen Arbeiten von Barbara Duden und Gisela Bock sowie auf Ulrich Becks Analyse.
  - 10 Sylvia Ann Hewlett, A Lesser Life. The Myth of Women's Liberation, London 1986.
  - 11 Erdheim, S. 38.
  - 12 Erika Runge, Frauen. Versuche zur Emanzipation. Frankfurt 1970, S. 55.
  - 13 Josef Mooser, Arbeiter, Angestellte und Frauen in der 'nivellierten Mittelstandsgesellschaft'. Thesen, in: Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, her-ausgegeben von Axel Schildt und Arnold Sywottek, Bonn 1993, S. 362-76.
  - 14 Maya Nadig, Die gespaltene Frau – Mutterschaft und öffentliche Kultur, in: Was will das Weib in mir? Herausgegeben von Karola Brede, Freiburg 1989, S. 152-53.
  - 15 Ich folge hier den Ausführungen Maya Nadigs über Winnicott.
  - 16 Bruno Bettelheim, Growing Up Female“, in: ders., Surviving, New York, Vintage Book 1980, S. 223.
  - 17 Beck, S. 23.
  - 18 Cornelia Klinger, Das Bild der Frau in der Philosophie und die Reflexion von Frauen auf die Phi-losophie“, in: Wie männlich ist die Wissenschaft? Herausgegeben von Karin Hausen und Helga Nowotny, Frankfurt 1986, S. 68.
  - 19 Barbara Willenbacher, Zerrüttung oder Bewährung der Nachkriegs-Familie, in: Martin Broszat et al., Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1989, S. 595-618.
  - 20 Zitiert nach Sigrid Ingeborg Bachler, Karin Derichs-Kunstmann, Mechthild Koppel, Da haben wir uns alle schrecklich geirrt...“. Die Geschichte der gewerkschaftlichen Frauenarbeit im Deut-schen Gewerkschaftsbund von 1945 bis 1960, Pfaffenweiler 1993, S. 158.
  - 21 Heinrich Popitz, Prozesse der Machtbildung, Tübingen 1968, S. 33 f.
  - 22 Erdheim, S. 32.
  - 23 Vivian Gornick, Woman as Outsider, in: Woman in Sexist Society, herausgegeben von Vian Gor-nick und Barbara K. Moran, New York 1991, S. 70. (Übersetzung des Zitats von mir, H. Sch.).